

# In freier Stunde

## Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyß

(2. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheberschutz bei Koehler & Amelang, Leipzig, 1934

„Das soll man den Leuten flüstern, die das Geld für solche Unternehmungen haben,“ sagte Folkert. „Ich möchte jetzt vor allem wissen, ob Sie von Wülfsing danach noch etwas gehört haben, Herr Notar!“

„Auch das hab ich. Im April 1925, auf der Heimfahrt aus der Antarktis, ist das Fangboot, das ihn ausgesetzt hatte, vereinbarungsgemäß wieder an Gough vorbeigekommen und hat an der Ostseite der Insel, in der Quäst-Bay, für kurze Zeit geankert: das ist die Bucht, deren Hinterland sich Harro für seine Siedlung erkoren hat. Wegen der starken Brandung war es damals nicht möglich, mit einem Boot an Land zu gehen; doch hat Harro vom Ufer aus durch Winterzeichen gemerkt: „Uns geht es gut; wir brauchen nichts. Dank und gute Heimfahrt!“ — Das hab ich schriftlich.“

„Und danach?“

„Danach ist nur noch einmal, im Oktober 1926, ein Norweger an der Insel vorbeigekommen und hat von weitem festgestellt, daß am Hang des sogenannten ‚Glen Stream‘, der in die genannte Quäst Bay mündet, sich eine aufsteigende Holzrauchfahne zeigte. Mit andern Worten: das häusliche Feuer brannte noch auf Gough!“

„Und seitdem?“

„Seitdem hab ich nichts mehr von Harro Wülfsing gehört. — Man kann schließlich von den Norwegern nicht verlangen, daß sie jedes Jahr den zeitraubenden Umweg über Gough machen; denn sie fahren ja von Europa zunächst mal nach Kapstadt und fassen dort Betriebsstoffe, bevor sie zum Walfang in die Eiszone vorstoßen. Andere Schiffe aber kommen heute gar nicht mehr an der Insel vorbei. Und wenn auch, — die Brandung ist meistens so ungeheuerlich, daß an Ausbooten nicht zu denken ist. Die berühmte Westwindtrift, die von Kap Hoorn kommt, tobt sich dort unten über Tausende von Seemeilen völlig ungehindert aus.“

Die drei Männer schwiegen. Jeder dachte sich sein Teil: seit sechs Jahren keine Verbindung mehr —!

„Denn wird er nun wohl tot sein . . .!“ Das war Tims Stimme.

„Quassel doch nicht immer den alten Blödsinn!“ rief Folkert aufgebracht. „Du machst dir ja richtig ein Vergnügen draus!! Was soll das?“

Dr. Termühlen hob beschwichtigend die Hand: „Ich darf Ihnen jetzt wohl den entscheidenden Absatz aus Harros Verfügung vorlesen, meine Herren! Bitte hören Sie genau zu:

„Mein Plan, die Insel zum Lebensraum für eine starke Gemeinschaft nordischen Menschentums zu machen,

ist aufgeschoben, doch nicht aufgehoben; denn die Zukunft der Insel kann und darf nicht auf lediglich vier Augen stehen. Da das abseitig gelegene Gough Island uns keine Möglichkeit bieten wird, auch nur gelegentliche Zufallsverbindungen, geschweige denn einen regelmäßigen Postverkehr mit Deutschland zu unterhalten, so wird es an mir sein, diese Verbindung zu schaffen und über sie den erforderlichen Nachschub von Siedlern anzubahnen. Das aber soll erst nach Ablauf von acht Jahren begonnen werden; denn ich sage mir: wenn Adelheid und ich, samt unserm erhofften Nachwuchs, uns über die Dauer von acht Jahren auf der Insel zu behaupten vermögen — woran ich nicht im geringsten zweifle —, dann ist der Beweis erbracht, daß eine größere Gemeinschaft sich erst recht und für eine lange Zukunft dort behaupten können (siehe Tristan da Cunha). Außerdem dürften sich über acht Jahre die Zustände in Deutschland jedenfalls derartig verschlechtert und verpöbelt haben, daß vielen aufrechten Artgenossen meine fruchtbare Insel als eine neue ‚Ultima Thule‘ verheißungsvoll vorstehen wird: sie werden nach Gough fahren, so wie vor 1100 Jahren die Nordmänner nach Island gefahren sind, als es galt, Freiheit und Glauben zu wahren. — Im Augenblick freilich kenne ich nur zwei Männer, an die ich mit einigem Anrecht die Bitte stellen darf, eines Tages uns auf der Insel aufzusuchen und mit der Heimat zu verbinden; es sind dies meine Kriegskameraden Folkert Jensen und Tim Burlager in Langebüll (Schleswig-Holstein).“

Der Notar unterbrach die Vorlesung: „Verzeihen Sie mir bitte die Frage, meine Herren: sind Sie dem guten Harro in irgendeiner Weise verpflichtet? Ich meine: kann er bestimmte Forderungen an Sie geltend machen?“

„Wülfsing hat uns beiden das Leben gerettet,“ sagte Folkert. „Er hat uns aus dem Drahtverhau geholt, als wir von einer Patrouille zurückkamen und vor der eigenen Stellung liegenblieben, weil wir von einer Granate was weggekrigelt hatten. Mit dem nächsten Koffer wären wir totsicher in den Himmel geflogen; Wülfsing hat uns gerade noch im letzten Augenblick abgesehleppt.“

„Da is nich dran zu wadeln!“ rief Tim. „Mancher andere Bize hätt' sich das verdammt überlegt —! Wie ich ihm dann hinterher die Flosse drückte, da sagt er: ‚Stütz dich man nich in seelische Unkosten, Tim; das nächste Mal holt ihr mich raus!‘ — Wörtlich hat er das gesagt.“

Der alte Herr pfiff durch die Zähne: „Dann stimmt es ja. Bis zum nächsten Mal — das hat nun eben fünfzehn Jahre gedauert. — Ich lese weiter.“

„Ich wäre glücklich, wenn Foltbert J. und Tim B. sich im Jahre 1932 entschließen würden, mit ihren Frauen und Kindern, die sie bis dahin sicherlich haben werden, nach Gough Island überzusiedeln: für diesen Fall lege ich eine Aufstellung dessen bei, was jede Familie an Notwendigem unbedingt mitbringen muß, und eine zweite Aufstellung über das, was ich mir mitzubringen bitte, nämlich verschiedene Munition, Werkzeuge, Medikamente und anderes, was ich in acht Jahren als Ersatz nötig haben werde. — Sollten sich meine Kameraden dagegen nur zu einem vorübergehenden Aufenthalt entschließen können, so sollen sie ohne Anhang kommen und an Sachen nur das für mich Bestimmte mitbringen. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß sie kommen und — bleiben. Zur Bestreitung der Ueberfahrtskosten und der Anschaffungen habe ich ausreichende Geldmittel in Hamburg zurückgelassen; sie werden von Herrn Doktor Termühlen verwaltet, der auch bereit sein wird, den erforderlichen Schriftwechsel mit der norwegischen Walfängergesellschaft für meine Kameraden zu führen. — Sind wir erst einmal drei Familien auf der Insel, dann können wir uns über das Britische Kolonialamt die Möglichkeit sichern, etwa jährlich einmal eine Schiffsverbindung mit Kapstadt und dadurch mit Europa zu erhalten, die unsern Siedlungsplan stützt, ohne unsere Selbständigkeit zu gefährden; denn zu uns stoßen werden nur die wenigen, denen es Glück bedeutet, auf alles das zu verzichten, was das Scheinglück der Vielzweilen ausmacht. — Ich bin der Worte, bin des Schreibens müde und hoffe, mich hiermit zum letzten Male der ausgeleiterten Begriffe eines überlebten Gesellschaftsdenkens bedient zu haben. Auf Wiedersehen, Freunde! Wir harren euer — auf Ihule! Gezeichnet: Harro Wülfiing.“

Der Notar schob die Blätter zusammen. Die drei Männer schwiegen und blickten einander prüfend, fragend, antwortlos an. In die Stille des Raumes brach durchs offene Fenster herein der dumpf rollende Brüller eines großen Ueberseedampfers: er gab die Antwort.

„Wir fahren!“ sagte Foltbert.

„Das bestimmst du?“ Großartig, Mensch!“

„Jawohl, das bestimme ich auf Befehl des Vizefeldwebels Wülfiing! Der Zug hört jetzt auf mein Kommando —!“

„Und auf welches Kommando hört dann dein SA-Trupp?“

„Wir lassen uns beurlauben. Meinen Trupp und deine Schar werden wohl andere Männer inzwischen auch führen können, Tim!“

„Und was sagt der Führer, wenn wir ihm einfach ausrücken?“

„Ausrücken?? Lächerlich! Wir kommen ja doch wohl zurück, — oder was?“

„Hoffentlich!“ sagte der Notar. „Diese Reise ist keine Bergnützungsfahrt, keine Lebensversicherung, meine Herren. Ganz im Gegenteil —“

„Das mag wohl sein. Aber dafür hat sie auch einen Sinn! Vielleicht bringen wir dem Führer einen neuen Mann heim.“

„Und was sagt deine Frau dazu, Foltbert?“

„Du hast ja wohl keine, was?? Und meine Frau hat dazu gar nichts zu sagen, denn Männersache bleibt Männersache! — Nun weiß ich bloß eins noch nicht, Herr Notar: Wie kommen wir von der Insel wieder weg? Und wann?“

„Sie haben also keinesfalls die Absicht, auf Gough zu bleiben, Herr Jensen?“

„Wo werd ich denn!? Mein Platz ist hier in der Heimat: da ist er immer gewesen. Aber wenn ein Mann draußen im Drahtverhau hängt, dann muß man eben mal aus dem Graben raus —!“

„Das sagst du so, Foltbert. Wenn er sich nun aber nicht holen lassen will?“

„Dann soll er's bleiben lassen! Dann wissen wir wenigstens Bescheid!“

Der Notar ergriff Foltberts Hand und drückte sie sehr kräftig. „Ich danke Ihnen ganz persönlich von Herzen, Herr Jensen,“ sagte er mit Wärme. „Sie wissen kaum, wie stark Ihr Entschluß mich Ihnen verpflichtet! — Die Möglichkeit Ihrer Heimreise ist bereits vorgesehen: das Schiff, das Sie auf Gough abseht, fährt nach Kapstadt weiter und veranlaßt dort, daß einer von den kapländischen Fischdampfern, die im südlichen Atlantik kreuzen, Sie von der Insel abholt: auf diese Weise brauchen Sie voraussichtlich nicht bis zum April zu warten; denn vorher fahren die Norweger nicht aus der Antarktis heim. Sie können etwa im Oktober auf Gough landen und im Dezember oder Januar wieder abfahren: die Reise dauert, wenn alles gut geht, ein halbes Jahr.“

„Ein halbes Jahr: das schmeißen wir dran, Tim! Wülfiing hat einmal sein Leben für uns drangeschmissen —!“

„Ein großes Stück Welt, meine Herren: ein großes Erlebnis! Ich beneide Sie darum!“

„Und kosten tut uns der ganze Spaß keinen Pfennig: das is großartig!“ Tim Burlager war mit einem Male ganz bei der Sache.

Dank Dr. Thermühlens nachdrücklichen Bemühungen ließ sich bei den Norwegern das Vorhaben der Robinsonjucher durchsetzen; dank ihrer eigenen Entschlossenheit konnten sie ihre heimatischen Angelegenheiten in Langebüll rechtzeitig regeln, und verabredungsgemäß trafen unsere beiden Freunde am 10. August 1932 in Tönsberg ein. — in jenem male-riischen Walfängerstädtchen, das südlich von Oslo am Eingang zum finnischen Oslo-Fjord liegt.

Im Kontor der Norske Hvalfangerselskap wurden sie liebenswürdig aufgenommen; es nahm sich ihrer ein jüngerer Reedereidirektor an, der die hochdeutsche Sprache eigentlich besser beherrschte als seine nordfriesische Bejucher.

„Jawohl, Herr Wülfiing war uns sehr sympathisch,“ sagte dieser weltbewanderte Herr. „Wir haben damals seinen Mut bewundert, und noch mehr den seiner schönen, jungen Frau! Ein fanatischer Glaube, der den Berg verfehlt! — Wir Norweger gelten als ein nüchternes Volk; in Ihrer großen Heimat Deutschland kann man die Behauptung hören, der Norweger tue für Geld manches, für viel Geld alles, für kein Geld nichts. Nun, ein kleiner Wahrkern steckt schon darin, und gerade weil das so ist, vermögen wir eine Art starrer Bewunderung zu hegen für einen Mann, der auf einer einsamen Insel dem Geldverdienen für immer aus dem Wege geht. Diese Bewunderung allein hat uns bewegt, Sie beide mitfahren zu lassen und den Umweg über Gough zu nehmen. Im allgemeinen müssen wir nämlich streng auf unserm Grundsatz bestehen, daß nur Norweger auf unseren Schiffen fahren und verdienen; denn wir sind ein kleines, ein armes Land, und wir müssen unsern Platz auf dem Weltmeer eifersüchtig behaupten.“

„Wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Herr Direktor,“ sagte Foltbert aus der unangenehm weichen Tiefe des Klubsessels heraus. Er betrachtete die vornehmen Möbel, die feinen Schiffsmodelle unter Glas, den schwellenden Teppich, die Bilder mit den

großen Dampfern, die rings an den Wänden hingen; er roch genießerisch an der schweren Importe, die ihm angeboten worden war, und er dachte: was für ein Schweinegeld müssen diese Kerle mit dem Walfang verdienen! Laut aber sagte er: „Es ist ja nicht wegen uns, Herr Direktor; es ist wegen Wülfing! Sie haben damals A gesagt —“

„Gewiß, und wir sagen jetzt B,“ lächelte der Korweger. „Allerdings werden wir in Zukunft wohl kaum das ganze Alphabet an diese Insel wenden können; das käme uns zu teuer! Wer sich so abseits setzt, darf keine Gefühlsduseleien von der aufgegebenen Welt erwarten. — Sie haben übrigens Glück, daß dieser Tage

ein paar Fangboote von hier in die Antarktis fahren; das kommt nicht jedes Jahr vor. Für gewöhnlich bleiben die Fangboote während des südlichen Winters in Kapstadt liegen und fahren höchstens zur Ausbesserung hin und wieder in die Heimat. Regelmäßig jedes Jahr laufen nur unsere großen Landdampfer und Translocher von hier ins Südmeer aus —“

„Da hätten wir doch auch mitfahren können!“ sagte Tim aus der Tiefe eines zweiten Klubsessels heraus; er qualmte wie ein blonder Vulkankegel aus tiefem Kraterrund.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Gesicht des Kapitäns

Skizze von Erik Bertelsen.

(Aus dem Dänischen von Karin Reich-Grundmann.)

Vor drei Wochen war der Schoner „Hermione“ mit Ballast von Kapstadt abgegangen, Kurs auf Barbados, wo neue Fracht wartete. Da das Schiff wenig Ladung hatte und hoch im Wasser lag, schlingerte es heftig bei dem hohen Seegang, und es war kein besonderes Vergnügen, sich an Deck aufzuhalten. Trotzdem war niemand an Bord mißgestimmt. Der Südspassat hatte den Schoner gut vorwärtsgetragen.

Kapitän Kjellgren klopfte seine Pfeife an der Kelling aus und ging in seine Kajüte, um sie neu zu stopfen. Als er wieder nach oben kam, war er ohne Pfeife. Und seine Miene war verändert. Man konnte in dem sonnenverbrannten Gesicht zwar keine Blässe entdecken, aber die Mannschaft bemerkte sofort, daß etwas geschehen war. Der Kapitän schwieg, aber die Augen verrieten seine Stimmung. Unruhig forschend spähte er nach Südwest.

Eine bedrückte Stimmung griff auf dem Schoner um sich. Der Gesang verstummte. Die Gespräche wurden gedämpft geführt. Einer der Matrosen fragte nachdenklich: „Ob er unten in der Kajüte Gesichte gehabt hat?“

Der Tag verging, ohne daß der Kapitän sein Wesen änderte. Als die Sonne in einer niedrigen Wolkenbank unterging, legte sich der Wind. Die Dämmerung war kurz. Die Sterne kamen schnell hoch, und wieder frischte der Passat auf. Der Kapitän wechselte ein paar Worte mit dem Steuermann und ging dann hinunter.

Aber niemand an Bord hatte Lust zu schlafen. Sie saßen in Gruppen auf Deck in der milden Tropennacht. Keine Harmonika spielte, nur leise unterhielt man sich. Der erste Steuermann und der Steward saßen etwas abseits auf einer Luke zum Lastraum. Der Steward meinte flüsternd: „Ob er vielleicht ein bißchen wunderbar im Kopf geworden ist?“

„Das sollte mich gar nicht wundern“, antwortete der Steuermann spitz. „All die Gelehrtheit, die er verschluckt, muß den Menschen ja wohl mal verwirren! Es gibt sicherlich kein Lebewesen auf der ganzen Welt, von dem er nicht den Namen weiß!“

„Er wollte wohl in seinen jungen Tagen gerne studieren.“

„Er behauptet es immer. Aber was hat das für einen Zweck, über alle Lebewesen der Welt Bescheid zu wissen? Was tut ein Seemann damit? Nein — ein Schiff gut führen — oder gute Speisen bereiten können — davor habe ich Achtung! Aber er beschäftigt sich mit Philosophie, und ich weiß nicht mit was für Zeug noch! Er sollte das lieber Lehrern und solchen Leuten überlassen.“

Der Steuermann spuckte verächtlich aus und fuhr fort: „Wenn ich nur anfangs von einem mystischen Erlebnis zu berichten, überfällt er mich mit seiner Klugheit und seiner Wissenschaft! Pah — Wissenschaft! Nun ist ihm vielleicht endlich einmal etwas begegnet, wofür auch er keine Erklärung findet. Das gönne ich ihm richtig.“

„Hat er etwas erzählt?“

„Nicht das geringste. Wir bekommen ihn auch nicht dazu, damit herauszurücken. Er glaubt vielleicht, wir hätten seine Nervosität nicht bemerkt und versucht, sie dadurch zu verbergen, daß er über andere Dinge redet. Beim Abendbrot fragte er mich wahrhaftig, ob ich den Unterschied zwischen einer Anekdote und einer Terminie kenne! Ich sah ihn nur an. „Nein“, sagte ich. „So klug bin ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie alt der dickste Baum in Kalifornien ist, auch nicht, wieviele Tempel es in Benares gibt.“ — Da fragte er nicht weiter.“

Der Steuermann schwieg.

Aber bald begann das Geraune wieder. Man erfuhr, daß der Kapitän vollkommen angekleidet die Nacht verbracht hatte. Und jetzt hatte er Schuhe an! Während er sonst wie alle anderen in der Hitze barfuß ging! Es sah aus, als halte er sich klar, jeden Augenblick von Bord zu gehen.

Aber ein Tag folgte dem anderen, ohne daß etwas Außergewöhnliches geschah. Ab und zu gab es Regenschauer. Und jedesmal, wenn der Wind zunahm, bekam das Gesicht des Kapitäns einen gespannten Ausdruck, als verlasse er sich nicht ganz darauf, daß das Schiff die hohe See aushielte. Sein auffallendes Interesse für den Zustand der Rettungsboote entging keinem der Besatzung, wenn man es auch als harmlose Kontrolle hinzustellen bemüht war.

Stundenlang hielt er sich in seiner Kajüte auf. Der zweite Steuermann sagte eines Abends zu dem Steward, als er sich eine Tasse Tee holte: „Was mag es nur sein, was den Alten da unten so stark fesselt?“

„Er räumt seine Sachen auf“, flüsterte der Steward geheimnisvoll. „Alles sucht er aus den Kisten und Kästen hervor und sieht es genau durch. Ich glaube, er macht sein Testament!“

Am nächsten Morgen war einer der älteren Leute so ernst, daß man annahm, auch er habe Gesichte gehabt. Sonst hatte er über die Kameraden gelacht, nun biß er die Zähne zusammen und schwieg. Es dauerte lange, bis er zugab, er hätte einen bösen Traum gehabt.

Einer wurde wütend: „Sag doch endlich, was du geträumt hast! Es geht uns ja schließlich alle an! Es hat keinen Zweck, Heimlichkeiten zu haben.“

Der Alte besann sich und erzählte dann: „Ich träumte, daß wir in Westindien in einer Stadt neue Fracht bekamen. Aber was für eine Fracht — lauter Skelette! Dieser Traum bedeutet etwas. Das weiß ich. Ich träumte schon einmal daselbe, als ich mit einem Dampfer aus China kam.“

Diese Erzählung hob die Stimmung nicht, wenn auch alle den Traum nicht besonders gefährlich finden konnten. Aber in aller Heimlichkeit traf jeder Vorbereitungen. Es konnte nichts schaden, klar zum Ausbruch zu sein!

Zehn Tage nach der auffallenden Veränderung des Kapitäns kam Barbados in Sicht. Der Druck, der auf allen lag, wich allmählich. Der Kurs war also richtig gewesen, und das seltsame „Gesicht“ des Kapitäns konnte wohl nichts Besonderes gewesen sein.

Am späten Nachmittag lag der Schoner draußen vor Bridgetown. Der Botte führte ihn in den Hafen. Als der Anker gefallen war, schwirrten sofort die Eingeborenenboote um das Schiff, die Früchte und anderes boten. Aber es durfte nichts eingehandelt werden, ehe nicht der Hafenarzt an Bord gewesen war.

„Kommen Sie mal mit hinunter in meine Kajüte,“ sagte der Kapitän zu dem Ersten Steuermann. „Ich habe etwas, was ich Ihnen zeigen will.“

Alle Besorgnis war aus Kjellgrens Gesicht verschwunden. Als sie in der Kajüte waren, begann er sofort: „Ich habe einen bösen Schreck gehabt vor einiger Zeit.“

„Ja — das hat man Ihnen angemerkt!“

„So? — Möglich! Es war aber auch wenig erheitend, was ich entdeckte. Sehen sie selbst.“

Er setzte den Zeigefinger gegen die lackierte Bordwand und drückte zu. Der Finger fuhr durch das bröckelnde, mürbe Holz!

Der Steuermann sagte erschrocken: „Das ist ja vollkommen wurmfressig! Woher kommt denn das?“

„Termiten! Wissen Sie nun, warum ich Sie damals danach fragte? Wir müssen sie mit der letzten Fracht auf Java an Bord bekommen haben. Wie weit sie in ihrem Zerstörungswerk gekommen sind, weiß ich nicht. Sie unterhöhlen alles und lassen sozusagen nur die äußere Schale am Holz sitzen. Ich fürchtete, das ganze Schiff würde bei hoher See in sich zerfallen. Gut, daß wir bis hierher gekommen sind. Die ‚Hermione‘ ist zweifellos erledigt. Schade drum! War ein schönes Schiff!“

Sie standen nebeneinander und schwiegen. Kapitän Kjellgren schaute nachdenklich durch das Bullauge über das glitzernde Wasser. Der Steuermann war blaß geworden.

„Wir dachten alle, Sie hätten irgend etwas — Sie hätten — ein Gesicht gehabt, damals, als Sie plötzlich so anders wurden!“ murmelte er.

Kjellgren wandte sich ihm zu mit einem verschmitzten Lächeln. Er gab dem Steuermann einen leichten Schlag vor die Brust. „Und das habt Ihr mir alle gegönnt, was?“ Er lachte belustigt. „Nein, mein Lieber! Wieder nichts Mythisches! Wieder siegt die vielgeschmähte Wissenschaft! Aber Sie müssen wohl selber zugeben: Manchmal ist es ganz nützlich zu wissen, wieviel Tempel es in Benares gibt, wie alt der dicke Baum in Kalifornien ist oder — was Termiten sind!“

## Büchertisch

**Paul Ernst: „Das Kaiserbuch“.** Volksausgabe in 3 Bänden. Band I: „Die Sachsenkaiser“. Preis in Leinen gebunden 8,50 M. Band II: „Die Frankenkaiser“ erscheint im Frühjahr 1936. Band III: „Die Schwabenkaiser“ im Herbst 1936. Subskriptionspreis je Band 6,— M. Nach Erscheinen des dritten Bandes erlischt der Subskriptionspreis. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Die große mittelalterliche deutsche Kaiserzeit, die Jahrhunderte, in denen deutsches Wesen zuerst zu sich selber fand und im Bau der Dome wie in der Plastik, in der Dichtung, wie in den Bekenntnissen der Denker sich darstellte, jene ritterliche Kampfzeit, da der Reichsgedanke sich bildete und von den deutschen Kaisern seine Form erhielt — die dichterische Gestaltung dieser reichsten Epoche unserer Geschichte ist der Inhalt von Paul Ernsts „Kaiserbuch“.

Wenigen nur war diese Dichtung bisher bekannt, doch wo man von ihr wußte, da war die Wirkung dieses einzigartigen Wertes unergleichlich. Schon heute wird es in Schulen gelesen und vielen Familien ist es bereits ein Hausbuch geworden. Die seit langem erwartete wohlfeile Volksausgabe wird das „Kaiserbuch“ unserem Volke immer mehr zu einem lebendigen und bleibenden Besitztum machen.

„Das „Kaiserbuch“ ist mehr als eine hohe und unvergleichlich dichterische Gestaltung der mittelalterlichen Hoch- und Kaiserzeit, es ist in seinem farbenprächtigen Gemirr aus Geschichte, Sage, Märchen und Lebensweisheit ein Spiegelbild des deutschen Wesens, nur vergleichbar dem „Barzival“ Wolframs von Eschenbach. In ihm hat die deutsche Seele wieder einmal Gestalt gewonnen und spricht, singt, weint, klagt und jubelt mit sich selbst über sich selbst.“

Die drei Bände der Dichtung sind je einem der großen mittelalterlichen Herrscherhäuser gewidmet, den Sachsen-, Franken- und Schwabenkaisern. Der vorliegende erste Band — die beiden folgenden werden im nächsten Jahr erscheinen —

setzt ein im Dämmer der mythischen Sagenwelt des alten Sachsenkammes, gestaltet als erste geschichtliche Persönlichkeit den Herzog Wittekind und erzählt von dem Aussterben der Karolinger und der Neuformung des ersten deutschen Reiches durch die Ottonen. Vor allem ist es Otto der Große, dessen machtvolle Gestalt diesem Bande sein besonderes Gepräge gibt.

„Ausritt 1935/1936“. Almanach des Verlages Albert Langen/Georg Müller in München. 114 Seiten — 8 Bilder. Preis 80 Pfg.

Es ist ein schöner Brauch der deutschen Verlage, alljährlich in einem besonderen Almanach Rechenhaft abzulegen über ihr bisheriges Schaffen und neue Ausblicke zu eröffnen auf die Ziele, die sie sich für die Zukunft gesteckt haben. Eines der besten Zeugnisse dieser Art ist wiederum der diesjährige „Ausritt 1935/1936“ des Albert Langen/Georg Müller-Verlages in München. Die ganze Fülle dichterischen Reichtums, die in diesem großen deutschen Verlag zusammengefließt ist, offenbart sich in eindringlicher und überzeugender Weise in den zahlreichen Beiträgen dieses auch in der Auswahl wertvoller Autorenbilder und Handschriftenproben äußerst sorgfältig und geschmackvoll ausgestatteten Büchleins. Da sind in erster Linie wieder die großen Autoren vertreten, deren Werke schon heute zu den bleibenden Werten der deutschen Dichtung gezählt werden: E. G. Kolbenheyer, Hans Grimm, Paul Ernst, Wilhelm Schäfer und Emil Strauß. Zu ihnen gesellen sich dann nicht weniger bekannte Dichter wie Friedrich Griese, Lubwig Tügel, Hans Friedrich Blund, Hanns Johst, Ernst Wiechert, Paul Alverdes, Karl Benno v. Mechow, Julius Zerzer, Paula Grogger, Josef Friedrich Perkonia und Will Besper. Unter den Kritikern von Rang bleiben vor allem Georg Britting, Hermann Claudius, Josef Weinheber, Gerhard Schumann, E. W. Möller, Dr. Dwiglas, Hans Veitheim, Franz Tumlner und Erna Blaas zu erwähnen. Auch die Auslandsdeutschen, deren sich der Verlag von jeher besonders fürsorglich annimmt, kommen mit zwei ihrer stärksten Vertreter, Erwin Wittstock und Heinrich Killy zu Wort. So runden sich denn die zahlreichen, zum Teil noch unerschlossenen Beiträge und Proben aus neuen und demnächst erscheinenden Büchern zu einem in seiner vielfältigen Vielfalt dennoch klaren und geschlossenen Bild der dem neuen Kulturmission der Nation zukünftigen verpflichteten Dichtung, die nur die eine Aufgabe hat, ins Leben jedes einzelnen und des ganzen Volkes den inneren Reichtum zu tragen, den wahre Kunst zu geben vermag, und dadurch mitzuhelfen am geistigen und kulturellen Aufbau eines unbeirrbar seiner selbst festeren Deutstums.

**Ein Buch vom neuen deutschen Heer.** Zusammenestellt von Georg Habd. 193 Seiten. Gr.-8° mit rund 100 Bildern. In Leinen RM. 4.80 (Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart).

Jetzt ist ein neues Buch erschienen, das endlich einmal vom neuen deutschen Heer, seinem Aufbau und seiner Arbeit erzählt. „Ein Buch vom neuen Heer“ (Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, RM. 4.80) läßt die Angehörigen des Reichsheeres zu Wort kommen und über ihre Arbeit berichten. Offiziere, Militärbeamte, Unteroffiziere und Mannschaften haben an diesem Buch mitgearbeitet, und jeder gibt von der Stelle aus, an der er steht, einen Einblick in Heereswesen und Soldatenleben. Offiziere der Infanterie, der Artillerie, der Kavallerie erzählen von Aufbau und Aufgabe ihrer Truppe und ihrer Waffen. Flieger, Pioniere, Kraftfahrer, Nachrichten schildern ihre Arbeit in militärischer und technischer Hinsicht. Der Unteroffizier erzählt von Kasernenhof-Dienst, der Rekrut von seinen Erlebnissen und Eindrücken. Sanitäter, Veterinär, Zahlmeister und viele andere kommen zu Wort und berichten von ihrem Dienst und den Möglichkeiten, die ihnen ihre Laufbahn bietet. Hier erzählen Soldaten frei von der Leber weg und knapp, treffend klar, wie sie es gewohnt sind, alles, was man nur irgend wissen möchte von Aufbau, Führung, Kampfweise und Kampfmitteln aller Formationen des Heeres.

Schließlich erschöpfende Berichte und lebendig erfaßte Stimmungsbilder ergänzen sich in diesem Werk gegenseitig zu einem Gesamtbild von Soldatentum und Soldatenleben, das jeden Deutschen, insbesondere die Jugend, fesselt und begeistert.

Es ist also kein bloßes Bilderbuch, obwohl das Werk rund 100 Photos bringt; es ist auch keine Belletristik darüber, wie schön doch das Soldatenleben ist, es ist beides — aber außerdem und vor allem ein Werk, aus dem Aufbau, Organisation und Aufgaben unseres neuen Heeres klar wird; das schöne und billige Buch läßt erkennen, wie sehr unser neues Heer in der Tradition des alten Heeres wurzelt und wo es äußerlich anders ist.

**Karl Ewald: Kürsten des Jahres.** 166 Seiten, Oktav. Ganzleinen RM. 2.80. Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.